Der Krieg in Deutsch-Ostafrika.

Wahrheit und Dichtung.

Die „Neuen Züricher Nachrichten" brachten vor einiger Zeit einen Aufsatz „Der Krieg in Deutsch-Ostafrika von einem Schweizer Ostafrika-Reisenden", der mit folgenden einleitenden Worten beginnt:

Mit großem Wortschwall berichten die englischen Kolonialbenachrichtigungen, daß in Anbetracht der günstigen Kriegslage drinnen in Ostafrika der Oberbefehlshaber General Smuts an der Konferenz der Kolonien in England teilnehmen könne. Ob sich der General nicht etwas schämt, wenn er den Satz vom glänzenden Stande der ostafrikanischen Kriegsoperationen liest? Volle zwei Jahre und darüber kämpfen nach wohlunterrichteten Berichten 60,000 (Hier liegt ein Irrtum des Verfassers vor. Die Gesamtstärke beträgt sogar rund 100,000 Mann.) Mann gegen die kleine deutsche Schutztruppe.

Sehr wahr gesprochen! Seit langem können wir in der gesamten Ententepresse von Eigenlob triefende, mit den schwülstigsten Lobhudeleien angefüllte Berichte über die Heldentaten ihrer in Ostafrika kämpfenden weißen und farbigen Truppen und deren Führer lesen. Wir hören da, wie die natürlich meist an Zahl viel stärkeren „Hunnen und Boches" von den heldenhaften, für „Kultur und Zivilisation" streitenden Ententetruppen gejagt werden, ihre zahlreichen Geschütze und Maschinengewehre stehen lassen, wie sie starke Verluste erleiden und sich die demoralisierten deutschen weißen und schwarzen Soldaten scharenweise ergeben, während die Verluste der eigenen Truppen gleich Null sind und sie alles spielend erledigen. Damit nicht genug, werden die deutschen Truppen auch noch in der schamlosesten Weise verleumdet, werden ihnen nach berühmten Mustern Greueltaten aller Art an Verwundeten und Gefangenen, ja sogar an den eigenen Landeseinwohnern vorgeworfen.

Und trotz alledem ist Deutsch-Ostafrika in den mehr als 2½ Jahren noch nicht erobert, hat sich die deutsche Schutztruppe noch nicht den doch überall siegreichen Verbündeten auf Gnade und Ungnade ergeben. Ja, die Frage scheint sehr berechtigt, ob sich General Smuts nicht etwa schämen dürfte, wenn er den Satz vom glänzenden Stande der ostafrikanischen Kriegsoperationen liest. Das sollte man wenigstens annehmen. Aber weit gefehlt! General Smuts schämt sich durchaus nicht. Er läßt sich nicht nur, ebenso wie sein Gesinnungsgenosse Botha, der in Deutsch-Südwestafrika mit einem Heere von 80,000 eine deutsche Schutztruppe von 5000 Mann „besiegte", überall gebührend feiern, sondern verschönt die ihm zu Ehren veranstalteten Feiern noch durch eigene Lobreden auf seine Kriegskunst und die Heldentaten seiner weißen, bunten und farbigen Engländer und Ententegenossen.

Ahnen diese Leute, die solche schwülstigen Berichte über die angeblichen Heldentaten der Ententetruppen in Ostafrika schreiben, und die nun seit einem Jahre von Tag zu Tag jedesmal den kurz bevorstehenden Fall der letzten deutschen Kolonie prophezeien, gar nicht wie lächerlich sie sich machen, und welch geradezu trauriges Armutszeugnis sie ihren Truppen und deren Führung ausstellen? Kommt es ihnen garnicht in den Sinn, daß das bisher in 2½ Jahren Erreichte für eine Streitmacht von rund 100,000 Mann, die mit allen Hilfsmitteln der Neuzeit ausgerüstet sind, gegenüber der verhältnismäßig schwachen, für eine Kriegsführung in diesem Maßstabe nicht im Entferntesten vorbereiteten und von jeder Verbindung mit der Heimat und deren Hilfsquellen so gut wie abgeschnittenen deutschen Schutztruppe, eigentlich ein recht klägliches Ergebnis bedeutet?

Sehen wir uns die beiderseitigen Stärkeverhältnisse mal etwas näher an und ziehen die daraus sich ergebenden Vergleiche, was Truppe und Führung anlangt. Schon von Anbeginn an befand sich die deutsche Truppe gegenüber den verbündeten feindlichen in der Minderzahl. Mehr als die etatsmäßige Zahl von rund 5000 Mann an farbigen Soldaten mit einem europäischen Personal von rund 310 Köpfen war an Schutz- und Polizeitruppe bei Kriegsbeginn nicht vorhanden. Dazu kamen noch die im Lande ansässigen und aus anderer Veranlassung dort anwesenden wehrfähigen Deutschen, deren Gesamtzahl man auf rund 2000 Köpfe annehmen kann. Ausgerüstet und vorbereitet war diese Truppe, ihrer Aufgabe entsprechend, nur für einen etwaigen Krieg gegen innere Feinde, d. h. aufständige Eingeborene. Außer einigen meist veralteten Geschützen und einer Anzahl von Maschinengewehren besaß sie keinerlei neuzeitliche Waffen oder sonstige Kriegsmittel. Ja, zu ihrem größten Teil waren Schutz- und Polizeitruppe noch mit der alten Jägerbüchse M. 71 bewaffnet.

Diese Umstände waren den Engländern und ihren Verbündeten genau bekannt. Das geht aus einem auf dem Schlachtfeld von Tanga gefundenen Orientierungsheft des indischen Generalstabes über Deutsch-Ostafrika hervor, das den Bericht des früheren englischen Konsuls in Daressalam über die Schutztruppe, deren Stärke, Bewaffnung, Ausrüstung und Verwendungszwecke enthält. Und angesichts dieser Tatsachen wagen es nicht nur die gegnerische Presse, sondern sogar die amtlichen Verlautbarungen ihrer Regierungen, immer wieder von den auch in den Kolonien betriebenen Kriegsvorbereitungen und Angriffsplänen Deutschlands zu sprechen. So wird z. B. in der französischen kolonialen Zeitschrift „L'Afrique Française" Nr. 8-9 vom August-September 1916 in dem Artikel „La conquête de l'Afrique orientale allemande" wieder ausgesprochen, daß sich dort (in Ostafrika) ebenso wie in Togo, Kamerun und Südwest gezeigt habe, in welch geradezu furchtbarer Art und Weise die Deutschen ihre Verteidigung in dem Gedanken an einen Krieg gegen die Europäer (!) vorbereitet hatten. Eine andere französische Zeitschrift versteigt sich sogar zu der Behauptung, daß die Deutschen in Deutsch-Ostafrika eine Streitmacht von 40,000 Mann mit mächtiger Artillerie verschiedener Art, Kraftwagen und Maschinengewehren und — man staune — sogar Fesselballons zur Verfügung hätten. Diese Uebertreibungen und Lügenberichte dienen natürlich lediglich dazu, die eigene militärische Unzulänglichkeit und die erlittenen militärischen Mißerfolge zu verdecken. Sie kennzeichnen aber auch die Gesinnung und den geistigen Tiefstand dieser Berichterstattung, die nach Gründen dafür sucht, daß 100,000 Mann heldenmütige Ententetruppen, die noch dazu von den befähigtsten Generalen geführt werden, in 2½ Jahren die kleine deutsche Streitmacht nicht zu überwinden vermochten.

Allerdings hat die Anzahl der farbigen Soldaten der Schutztruppe im Laufe des Krieges durch Neueinstellungen aus dem Lande eine Vermehrung erfahren. Wie groß diese ist, wissen wir noch nicht. So viel steht jedoch fest, daß ihre Zahl eine Begrenzung an der Möglichkeit ihrer Bewaffnung fand. Man vergegenwärtige sich außerdem, daß die kleine deutsche Streitmacht ein Gebiet von der ungefähr doppelten Größe des deutschen Reiches mit einer durch die dazwischen liegenden großen zentral-afrikanischen Seen unterbrochenen Landesgrenze von rund 2150 Kilometer Ausdehnung zu sichern hatte, daß diese Sicherung von Anfang an gleich nach vier Fronten erfolgen mußte, und daß außerdem eine Bewachung der rund 700 Kilometer langen Ostküste sowie der rund 2500 Kilometer sich hinziehenden Küsten der Binnenseen nötig war. Der an der Ostküste stationierte kleine Kreuzer „Königsberg" mußte sich bald vor den ihm an Zahl und Gefechtskraft weit überlegenen englischen Kriegsschiffen in das Delta des Rufidjiflusses zurückziehen. Die paar kleinen auf dem Victoria-, Tanganjika- und Nyassa-See befindlichen Handelsdampfer wurden zwar in den Dienst der Kriegsführung gestellt, gingen aber gegenüber der feindlichen Uebermacht teils schon bei Beginn des Krieges, teils später verloren. Dazu kommt, wie schon erwähnt, daß die deutsche Schutztruppe von Anbeginn an von jedem Verkehr mit der Heimat abgeschlossen war. Nennenswerte Vorräte konnten ihr nicht zugeführt werden, ein Ersatz an europäischem Personal war ausgeschlossen; sie war auf sich selbst, auf das, was sie hatte und was sie aus dem Lande gewinnen konnte, angewiesen.

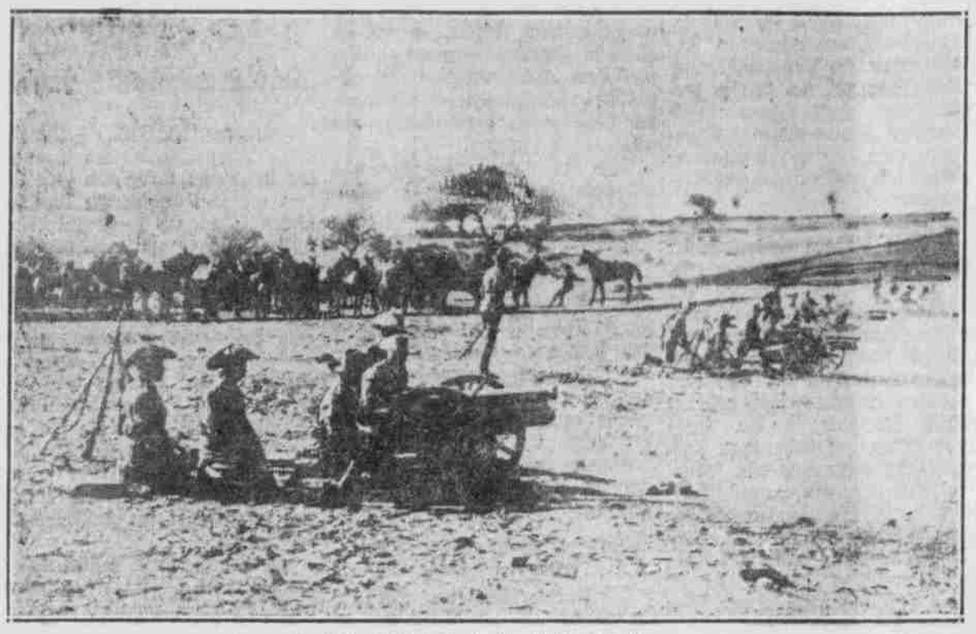
Ja wäre diese Truppe auch nur annähernd so stark und so ausgerüstet gewesen, wie die Alliierten gern glaubhaft machen möchten, so wäre den englisch-südafrikanischen Gegnern des Herrn Smuts ihr Vordringen bis an den Ruhudje-Kilombero-Rufidjifluß wohl kaum gelungen, und die Kongobelgier ständen wohl auch kaum in Tabora. Daß die Schutztruppe trotz ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit und unzulänglichen Ausrüstung während der ersten 1½ Jahre des Krieges nicht nur den verschiedenen Gegnern auf allen Fronten Widerstand zu leisten, sondern auch sie zu schlagen und den Krieg auf feindliches Gebiet zu tragen vermochte, haben die Ereignisse bewiesen. Man denke an Tanga, wo Anfang November 1914 in dreitägigem Kampfe 8000 Mann englische und indische Truppen von 1000 Mann deutschen Truppen vernichtend geschlagen wurden, an das zur gleichen Zeit stattgehabte Gefecht am Longidoberg, an Jassini Mitte Januar und an Mbujuni Mitte Juli 1915, an die Gefechte gegen die Kongo-Belgier am Kiwusee und Rusfissifluß, an andere kleinere Gefechte und die erfolgreichen Unternehmungen deutscher Streifabteilungen gegen die englische Ugandabahn. Bei fast allen diesen Gelegenheiten blieb die deutsche Schutztruppe dem jeweils an Zahl, Bewaffnung und Hilfsmitteln weit überlegenen Gegner gegenüber siegreich.

Aber auch während der nunmehr seit einem Jahre andauernden Kämpfe gegen die von allen Seiten in die Kolonie eindringenden feindlichen Streitkräfte, die von Britisch-Ostafrika mit 3 Divisionen von Nordwesten aus dem Kongostaat mit etwa 3 Brigaden, von Südwesten aus Nord-Rhodesien mit 2 Brigaden und von Süden her mit etwa 8 bis 9000 Mann Portugiesen zum Angriff angesetzt worden waren, hat die deutsche Schutztruppe jeden Fuß breit Boden erst nach hartnäckigstem Widerstand und schließlich nur der erdrückenden Uebermacht weichend aufgegeben. Daß sie trotzdem an ihrem Angriffsgeist keine Einbuße erlitt, beweisen die Ereignisse bei Kondoa Irangi, wo die Division des Generals von Doventer gründlich geschlagen wurde, die erfolgreichen Durchbruchsgefechte der Abteilung Wahle am Ruvuma, in denen die so siegessicher über diesen Fluß vorgedrungenen Portugiesen wieder aus Deutsch-Ostafrika hinausgeworfen wurden.

Gewiß hat die kleine deutsche Truppe der von allen Seiten auf sie eindringenden Uebermacht schließlich bis in den südöstlichsten Teil der Kolonie weichen müssen. Diesen aber hält sie in noch ungebrochener Kraft fest in der Hand. Der Gegner dagegen hat jeden Fuß breit nur mit den allergrößten Anstrengungen und unter den größten Verlusten ganz allmählich erobern können. Die Verlustlisten der englisch-südafrikanischen Truppen legen davon Zeugnis ab, geben aber über die wirklichen Verluste kein genaues Bild. Diesen müssen nämlich auch noch die der bunten und schwarzen Ententegenossen hinzugerechnet werden, deren Verluste anzugeben man aber nicht für nötig hält. Schließlich sind die weißen englisch-südafrikanischen Truppen zum größten Teil total zusammengebrochen, so daß ihre Rückbeförderung nach Südafrika erfolgen mußte, wo sie jetzt die Lazarette füllen, während die europäischen Angehörigen der deutschen Schutztruppe bei viel größeren Anstrengungen und Entbehrungen durchgehalten haben und noch weiter durchhalten müssen und auch durchhalten werden.

Wenn man bedenkt, in welcher Weise die kleine vom Oberst von Lettow-Vorbeck und seinem der Zahl nach den Rahmen eines Regiments kaum überschreitenden Offizierkorps befehligte kleine deutsche Schutztruppe im Laufe des nun schon 2½ Jahre dauernden Kampfes den von einem General-Leutnant und einem guten Dutzend Generale geführten rund 100,000 Mann starken feindlichen Truppenmassen die Stirn geboten hat, so kann kein Zweifel darüber bestehen, wer hier die größere militärische Tüchtigkeit, was Führung und Truppe anbelangt besitzt. Und auf welcher Seite daher das größere Heldentum zu finden ist, dürfte für den unparteiischen Beobachter unschwer zu erkennen sein.

Die Ringstraße in Daressalem.



Deutsche Feldbatterie in Gefechtsstellung.

Deutsche Askari-Schutztruppen.

Berittener Schutztruppen-Soldat.

Napoleons Anschauungen über den Krieg.

Genaues Studium der Bücher in Napoleons Bibliothek auf Elba hat dem englischen Schriftsteller Herbert Vivian wertvolles neues Material über Napoleons Anschauungen von Krieg und Politik dargeboten, und er veröffentlicht in der Londoner „Times" einzelne von dem Kaiser mit Strichen und Randbemerkungen versehene Stellen aus demjenigen strategischen Werk, dem er am meisten verdankte, aus Guiberts „Allgemeinem Versuch der Taktik", der zuerst 1770 auf einer Geheimpresse in den Niederlanden gedruckt wurde. Dieses berühmte Buch, das zunächst von der französischen Regierung verboten war und eben deshalb das größte Aufsehen erregte, wurde das Brevier des jungen Bonaparte, das er auf seinen ersten Feldzügen stets mit sich führte. Was er in seinem Handexemplar besonders hervorhob, das findet die „Times" so interessant und auch für die Gegenwart bedeutsam, daß sie darin eine wichtige Quelle für die Weltanschauung Napoleons und zugleich ein Dokument der Kriegswissenschaft überhaupt erblickt. Guibert sieht in der Politik das größte Unglück darin, daß die Organisation der Regierung nicht straff genug ist. „In fast allen Staaten Europas", sagt er und findet den Beifall seines genialen Lesers, „werden die verschiedenen Zweige der Verwaltung von besonderen Ministern geleitet, deren Anschauungen und Interessen einander kreuzen und widerstreben. Jeder beschäftigt sich nur mit seinen Angelegenheiten, und es ist, als ob die andern Abteilungen für ihn zu einem fremden Volke gehörten." „Diese Kritik," fügt das englische Blatt hinzu, „wurde vor 150 Jahren geschrieben. Ob sie wohl in dem England von heute schon ganz veraltet ist?" Der französische Oberst, von dem Friedrich der Große sagte, daß er mit seinem Buche „auf allen Wegen des Ruhmes vorwärts gestürmt" sei, beklagt in von Napoleon besonders unterstrichenen Stellen das Verschwinden des kriegerischen Geistes in jenem Europa der Weltbürgerlichkeit und des „ewigen Friedens", in dem er schrieb.. In Wendungen, die in den Schriften des Kaisers immer wiederkehren, hebt er die kriegerische Größe der Antike hervor, die mit dem Schwert nach Ruhm oder Untergang suchte, und er führt auf die fortschreitende Verweichlichung des öffentlichen Geistes" zurück.

Im Gegensatz zu dieser allgemeinen Weltstimmung sieht Guibert das Ideal eines kriegerischen Staates in dem Preußen Friedrichs des Großen verkörpert. Es war ja die Zeit, da die führenden Geister Frankreichs dem großen König als ihrem Gedankenfreunde huldigten, da die Enzyklopädisten die Siege Friedrichs über ihre eigenen Landsleute „mit zärtlicher Anteilnahme" begrüßten und d'Alembert den „König-Philosophen" zum Hubertusburger Frieden beglückwünschte, der die Erniedrigung Frankreichs besiegelte. Ein ähnliches Empfinden leuchtet aus Guiberts Buch, und so finden wir hier eine Quelle der Bewunderung Napoleons für Friedrich den Großen, die ihn durch sein Leben begleitete. Der junge Bonaparte las mit glühendem Wunsch der Nacheiferung Sätze wie die folgenden: „Da erhob sich in Europa ein Volk, das zusammen mit strengen Tugenden und einer militärischen Volksverfassung einen festen Plan der Vergrößerung besaß und das sich darauf verstand, mit wenig Kosten Krieg zu führen und von seinen Siegen zu leben, sodaß es nicht gezwungen werden konnte, aus finanziellen Gründen seine Waffen niederzulegen. Wenn dieses Volk seine Nachbarn überwinden und unsere schwachen Verfassungen vernichten würde, so könnte es dies, wie der Nordwind schwanke Gräser knickt." Napoleon empfängt, wie aus seinem Handexemplar hervorgeht, den tiefsten Eindruck von dem Idealbild dieses Kriegerstammes, mit dem Preußen gemeint ist und in dem der Korse ein Bild seines zukünftigen Volkes erblickt. „Schrecklich in seinem Grimm, wird es seine Feinde mit Feuer und Schwert heimsuchen. Es wird mit seiner Rache alle Nationen schrecken, die versuchen sollten, seine Ruhe zu stören. Und möge niemand Barbarentum oder Verletzung der angeblichen Kriegsrechte diese Vergeltungsmaßregeln nennen, die auf den Gesetzen der Natur begründet sind. Es wird sich selbst behaupten, und durch den Schrecken seiner Vergeltung wird es seine Ruhe für die Zukunft sichern." Wahrlich, die „Times" hat recht: dieses Lieblingsbuch Napoleons ist unveraltet, Guibert, der Lobredner des großen Friedrich und der Lehrer Napoleons, scheint mit diesen letzten Worten das Deutschland von heute prophezeit zu haben.

Deutsch-Mittel-Afrika.

Schweiz, 6. Mai.

Seit längerem ist die Diskussion über ein großzügig gedachtes „Mitteleuropa", das die politischen sowie wirtschaftlichen Kräfte der Zentralmächte nach diesem Kriege dauernd binden und letztere von der zurzeit feindlichen Umwelt auch fernerhin unabhängig erhalten sollte, abgeflaut. Hierzu hat außer erheblichen innerhalb des Vierverbandes selbst bestehenden Meinungsverschiedenheiten über die reale Zweckmäßigkeit einer solchen starren Festlegung und Abschließung auch wohl der Umstand beigetragen, daß mit der Einnahme von Bagdad die Engländer in Mesopotamien festen Fuß faßten, daß ferner China in den Krieg eintrat und daß dadurch die auf den nahen und fernen Osten gesetzten Hoffnungen nicht unwesentlich beeinträchtigt wurden.

Einen vollwertigen Ersatz für das durch des Kriegs Ungunst Gefährdete soll Deutschland nun in einem großen zentralafrikanischen Kolonialreich finden. Dieser Gedanke wird in letzter Zeit besonders eifrig von Emil Zimmermann, der sich als Generaldirektor des rührigen Scherl-Verlages beachtenswerter Beziehungen zu den höchsten Regierungsstellen erfreut, vertreten. So dürfen die Ausführungen dieses Schriftstellers — er ist mit dem namhaften Kolonialpolitiker Dr. Alfred Zimmermann nicht zu verwechseln — vollste Aufmerksamkeit beanspruchen. Besonders eingehend entwickelt Zimmermann sein Programm in einem Aufsatz, den die von Prof. Hans Delbrück herausgegebenen „Preußischen Jahrbücher" in der letzten Februarnummer brachten. Er wird im Maiheft weitergesponnen und ist, da der Verfasser in der von seiten des deutschen Kaisers 1898 nach der Levante unternommenen Reise die Einleitung zu einer machtvollen deutsch-afrikanischen Politik glaubt nachweisen zu können, „Wilhelm der Orientfahrer" betitelt.

Zimmermann führt zunächst aus — und zwar zu einem vor der chinesischen Kriegserklärung liegenden Zeitpunkt —, daß die deutschen auf Asien gerichteten weltwirtschaftlichen Ziele nach Afrika umzustellen seien. Die Linie Berlin-Persischer Meerbusen sollte nie Selbstzweck sein: „Mesopotamien könnte nur in der Hand Englands, wenn dieses nämlich fünf bis sechs Millionen Inder hinwirft und große Mittel bereitstellt, innerhalb eines Menschenalters annähernd etwas Aehnliches wie Aegypten werden; die Türkei aber nicht, und ebensowenig verfügen wir über das nötige Menschenmaterial, um dieses Ziel erreichen zu können." Der Weg wies nach dem fernen Osten: „Daß sich um 1900 die deutschen Zukunftshoffnungen auf China richteten, ist erklärlich." In der Tat hatten die mit China mühsam aufgebauten Handelsbeziehungen 1913 bereits einen Export von 123 Millionen Mark, dem ein Import von 120 Millionen gegenüberstand, aufzuweisen. Auch der Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft hatte in seinen um die Mitte vorigen Jahres aufgestellten Leitsätzen ausgesprochen, daß ein in Afrika allein zu errichtendes Kolonialreich nicht genügen könne: „Zwar ist Afrika das zunächst gegebene Kolonialfeld; daneben aber verlangt die außerordentlich große Zukunft Chinas die Festhaltung und Erwerbung von Stützpunkten im Gebiet des Indischen und Stillen Ozeans."

Die Aufgabe des asiatischen Wirtschaftsgebietes zugunsten eines großen und blühenden deutschen „Vizekaiserreiches" in Mittelafrika begründet Zimmermann wie folgt: „Mir scheint, daß die Geschichte uns einen andern Weg führen wird, als er jahrzehntelang unserer deutschen Politik vorgeschwebt. Wir werden nicht über die Bagdadbahnlinie zum fernen Osten gehen, um dort die Grundlagen für ein größeres Deutschland zu suchen; die Grundlagen dafür werden wir in Mittelafrika finden und in seiner Verbindung mit dem Araber- und Türkentum."

Die Erwartungen, die an Deutsch-Mittelafrika geknüpft werden, sind gleich hoffnungsvoll wie weitgehend. Ist dieser Zukunftsstaat auch noch nicht klar umgrenzt, so wird er sich doch über Gebiete erstrecken, die als Eckpfeiler eines bis zum Mittelländischen Meer reichenden gewaltigen Landkomplexes den frühern deutschafrikanischen Kolonialbesitz in sich schließen. Teilweise im Einklang hiermit erklärte der Staatssekretär des Kolonialamtes Dr. Solf, dem Zimmermann dennoch den Vorwurf mangelnder Energie macht, zu Anfang dieses Jahres: „Wir haben unsere Kolonien nicht verloren! Die Besetzung durch den Feind bedeutet nicht ihren endgültigen Verlust. Wir werden unsere Kolonien wiedererhalten. Damit ist für Zimmermann („Deutsche Politik", August 1916) die deutsche Weltmachtstellung stabilisiert, denn von Zentralafrika aus wird auf alle politischen Fragen des schwarzen Erdteils, Kleinasien und Südeuropas ausschlaggebender Einfluß genommen werden können.

Ein gewichtiges Argument für das mittelafrikanische Kolonialreich findet Zimmermann in der Notwendigkeit der asiatischen Türkei, eine starke deutsche Flankendeckung zu schaffen. Ohne diese erachtet er die der Türkei während des Krieges zur Verfügung gestellten Gelder, die sich bis jetzt auf etwa drei Milliarden Mark belaufen, für verloren. Denn nie vermöchte das Osmanische Reich diese Schulden abzutragen, wenn es an eine britische Besitzsphäre anschließt, die, in ständiger Bedrohung, eine Vereinigung mit Indien über Arabien nach Südpersien anstreben würde.

In Mittelafrika werden die Vorzüge eines Siedelungslandes und Rohstoffgebietes auf das glücklichste vereint sein. Allerdings hatte Deutschland schon in Friedenszeiten keinen Ueberfluß, sondern erheblichen Mangel an Arbeitskräften; über 750,000 ländliche Arbeiter wurden alljährlich vom Ausland herangezogen. So kann, wie erst kürzlich der frühere Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Freiherr v. Rechenberg, überzeugend nachwies, zumal nach den gewaltigen Verlusten dieses Krieges, schwerlich mit einer nennenswerten Auswanderung vom Mutterland her gerechnet werden. Zimmermann hat da einen Ausweg gefunden. Er erachtet Mittelafrika als das gegebene Zukunftsland für die durch den Krieg in ihrer Existenz vernichteten Auslanddeutschen aller Weltteile. Diese sind im Inland — immer nach Zimmermann — wenig zu brauchen und werden daher nur zu glücklich sein, gestützt durch die ihnen zu Lasten des Feindes zu gewährenden Entschädigungssummen, unter tropischen Breiten ein neues und aussichtsreiches Wirken entfalten zu können. „Ein Fehlschlag dieses Siedlungswerkes wäre ausgeschlossen." Dementsprechend prophezeit Zimmermann, daß nach einem halben Jahrhundert in Deutsch-Mittelafrika unter 50 Millionen Negern 500,000 Deutsche wohnen. Am Tschadsee, am Kongo, am Tanganjikasee werden sich dank den reichlich zuströmenden Kapitalien Großstädte mit geschäftigem Leben entwickeln, die durch direkte Verkehrswege, wohl nach dem Vorbild der Bagdadbahn gedacht, mit Berlin in Verbindung gebracht werden. „Man wird in sieben Tagen von Berlin bis zum Kongo und Tanganjikasee fahren, in fünf Tagen zum Tschadsee; der Schnellverkehr wird über das Mittelländische Meer und Nordafrika gehen, der Frachtverkehr von den Nordseehäfen aus zu Schiff auf den alten Seewegen. Eine neue blühende Welt wird um das Mittelländische Meer entstanden sein."

Nach Zimmermanns Schrift „Die Bedeutung Afrikas für die deutsche Weltpolitik" wird Mittelafrika unter deutscher Verwaltung sehr schnell ein zweites Brasilien werden und jährlich mit Leichtigkeit für eine halbe Milliarde Rohstoffe produzieren.

Der gewaltige Unterschied gegenüber dem Ertrag des frühern deutschen Kolonialbesitzes, einschließlich desjenigen von Kiautschau und der Südsee, ist in die Augen springend. Letzterer erforderte noch 1912 einen Reichszuschuß von über 25 Millionen Mark, er deckte nur 3 Prozent des heimischen Rohstoffbedürfnisses, repräsentierte in seinem Warenumsatz weniger als ½ Prozent des deutschen Gesamthandels und hatte nicht mehr wie 300 Millionen Mark zu investieren vermocht. Wenn diese während der Hochkonjunktur der Friedenszeit bereits empfindlich passive Kolonialbilanz durch ein aus dem Krieg gebornes, reiche Werte erzeugendes Mittelafrika im Sinne der Zimmermannschen Voraussage abgelöst werden könnte, so müßte dies im Interesse des Mutterlandes in der Tat freudig begrüßt werden. Dann wäre auch der Beweis erbracht, daß der furor colonialis in seinem Endergebnis positive Arbeit zu leisten vermag.

Rudolph Saib-Kuete,
Membre de l'Institut Colonial International.

— Erzürnen wir uns nicht gegen die Menschen, wenn wir von ihrer Gefühllosigkeit, ihrer Undankbarkeit, ihrer Ungerechtigkeit, ihrem Hochmute und ihrer Nichtbeachtung anderer hören. Sie sind einmal so geartet, das ist ihre Natur. Sich darüber ärgern, heißt nichts anderes, als nicht ertragen können, daß der Stein zur Erde fällt und das Feuer nach oben strebt.

—Das Leben des Menschen ist nicht wichtiger im Ganzen, als das Leben der Auster; und wenn er das Recht hat, den Nil und die Donau aus ihren Ufern zu leiten, sollte es ein Verbrechen sein, einige Unzen Blut aus ihren Kanälen zu leiten? Ist die Existenz uns zur Qual, so laßt uns die Vorsehung für das Gute danken, das wir genossen, und für das Vermögen, dem drohenden Uebel zu entgehen. Warum nicht das Dasein wegwerfen, wenn es des Behaltens nicht wert ist und niemandem nützt?